

Die Sühne [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Porret, J.P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1900-1901)**

Heft 9

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Genzianen.

Dunkle Kelche, blaue Glocken
Läutet ihr den Alpenreigen?
Jüngst noch brach ich mit Frohlocken
Eure Blüten, heut' mit Schweigen.

Mahtet damals mich so gerne
Durch das dunkle, tiefe Prangen
An zwei blaue Augensterne,
Die mir leuchtend aufgegangen.

Ach, wie schmerzlich ist es kommen!
Ihr zwar, holde Berggenossen,
Seid in neuer Pracht entglommen;
Meine Sterne . . . sind geschlossen. L. v. Greyerz, Bern.

Die Sühne.

Erzählung von J. P. Porret, Lausanne.

Unwillkürlich bangte mir vor dem unvermeidlichen Ausgang dieses ungleichen Kampfes, und in dem Maße, wie die Feuerlinie kürzer wurde, spürte ich mein Herz sich zusammenkrampfen. Mir war, als spiele sich in meinem Innern dies Duell ab zwischen der schrecklichen, gewaltsamen Nacht und dem Lichtstreifen, der nachgab, zusammenschmolz und am Unterliegen war.

Plötzlich hörte ich einen Schritt auf der Straße. Mit einem Satz erhob ich mich, stieg vorsichtig die Böschung hinunter und stellte mich, dicht am Straßenrand, hinter einen Baumstamm. Eine Stimme erscholl, rauh, lustig und übermütig in der Stille, dieselbe Stimme, die ich droben in dem Wirtshaus inmitten der Neben vernommen hatte.

Es war Battisto. Gestikulierend und singend, kam er schwankend daher. Ein paar Schritte vor mir stand er still, als ob er irgend was höre. Ich duckte mich nieder. Doch der Betrunkene, beide Hände auf dem Herzen, den Kopf zum Himmel gerichtet, redete vor sich hin; dann brach er, die Arme ausbreitend, in schallendes Gelächter aus und setzte, von einem Straßengraben zum andern im Zickzack taumelnd, seinen Gesang und seinen Weg fort. Er kam beinah im Bereich meiner Hand an mir vorbei. Mit vorgebeugtem Körper, das Haupt gesenkt, stürzte ich mich auf ihn. Instinktiv wich er zurück. Ich verfehlte ihn. Von meinem Anlauf fortgetrieben, fiel ich, die Hände mitten auf der Straße, in die Knie. Ehe ich aufzustehen vermochte, warf sich Battisto, jählings ernüchtert, auf mich. Seine Eisenhand stieß mir in den Nacken und rasend wuchtete sein Knie auf meinen Lenden, um mich unterzukriegen. Da stieß ich ihm von oben nach unten auf einen Streich das Messer in den Leib.

Ohne einen Schrei rollte er auf die Seite.

Die Waffe in der Faust, von Mordwut erfaßt, stürzte ich mich auf ihn und schlug, schlug wie wahnsinnig auf ihn los. Er rührte sich nicht. Mit offenem Mund, den Blick in den Sternen, blieb er auf dem Rücken liegen.

Ich durchsuchte ihn. Unter seinem Gurt befanden sich in einem Umschlag die dreißigtausend Franken und in den Taschen seiner Beinkleider einige Geldstücke. Dann packte ich die Leiche an den Füßen und warf sie in den Straßengraben. Unten war etwas modriges Wasser. Ich wusch mir die Hände. Und aufstehend, sah ich auf der Chaussee eine breite Lache. Von weitem schien es der Schatten eines dichtbelaubten Baumes zu sein; allein es war Blut, das der Staub trank.

Ich lauschte. Kein Geräusch, außer das undeutliche Gesumse der Sommernacht, der Wellenschlag am Strande, sehr fern im Rhonetal der Piff einer Lokomotive und das traurige Blätterrauschen im Winde. Mit großen Schritten wanderte ich Villeneuve zu.

Ich war stolz. Ich betastete die Enveloppe, öffnete sie und befeingerte die Banknoten, ohne sie herauszuziehen. Sie waren glatt, etwas seifig anzufühlen und ich hatte die wunderliche Empfindung eines Schauders, der mich von den Füßen bis zu den Haarwurzeln überlief. Die Berührung dieses Reichthums entzückte mich und versetzte mich in Ekstase; mir war zu Mut, wie einem, der nach nicht endenwollendem, verzweifelttem Aufstieg über Steingeröll und zwischen Strauchwerk hindurch auf den Gipfel gelangt und den grenzenlosen Himmel betrachtet. Zwei Monate lang waren diese fettigen und geschmeidigen Banknoten der einzige Inbegriff meiner Gedanken geworden. Meine Wünsche hatten sich die Nägel abgenützt rings um dies unzugängliche Vermögen, und nun hielt ich's unvermutet in Händen. Durch welche Mittel? Es fiel mir nicht ein, danach zu fragen. Es genügte, daß es mein; das übrige ging mich nichts an. Ich berauschte mich im Stolz. Gleich Sklaven vor ihrem Gebieter, schienen sich die Bäume bei meinem Vorbeigehen vor mir zu neigen.

Ich liebte die Menschen; sie bewunderten mich; ich war berühmt, kühn, großmüthig. Wäre mir ein Armer begegnet, ich glaube, ich hätte mit ihm geteilt; ich war den Größten der Erde gleichgestellt; meine Macht war ungeheuer. Ich war der an der Spitze einer Armee reitende General, und Clairongeschmetter hallte mir in den Ohren. Diese Fanfaren tönnten und verkündigten die Leidenschaft, den Triumph, das wilde Delirium des Sieges. Sie feierten mit schallenden Klängen zu meiner Ehre eine furchtbare Apotheose.

Die Richter des Dorfes riefen mich in die Wirklichkeit zurück. Ich verließ die Straße und erklimmte die Böschung, um mit Ruhe zu überlegen, falt die mutmaßlichen Ereignisse und die zu treffenden Vorsichtsmaßregeln zu erwägen; denn ich war entschlossen, alles zu meinem Vorteil zu gestalten. Ich untersuchte meinen Anzug. Auf meinen hellen Bein Kleidern wäre der geringste verdächtige Flecken sogar in der Dunkelheit sichtbar; ich versicherte mich, daß sie unbefleckt waren. Bloß meine blaue Blouse mußte befleckt sein; denn mit dem Finger über Brust und Ärmel streichend, merkte ich feuchte und klebrige Stellen. Behutsam zog ich sie aus und warf sie auf den Boden. Noch blieb mein Messer übrig; einen Augenblick dachte ich daran, mich seiner zu entledigen; allein es kam mir der Gedanke, daß ein Italiener ohne Messer verdächtiger ist als ein anderer, weil man daraus folgert, daß er dasjenige, welches er besaß, verschwinden ließ; und so stieß ich die Klinge mehrmals in die lockere Erde und zog sie wieder heraus, bis sie rein und glänzend war. Bei dieser Arbeit fiel mir ein, daß es unvorsichtig wäre, das Geld bei mir, unter meiner Habe zu verstecken, wo es der Durchsuchung oder Unehrllichkeit eines Kameraden preisgegeben sein könnte; ich entschloß mich daher, es vorläufig hier zu verwahren. Ich wühlte und grub mit meinem Messerheft ein kegelförmiges, fußtiefes Loch, zog sorgsam den Umschlag aus der Tasche, schob ihn in das metallene Futteral, in welchem ich mein Arbeits- und Sparkassenbüchlein aufbewahrte, hüllte es in die abgelegte Blouse und legte alles in die Höhlung. Dann stopfte ich das Loch mit Erde wieder zu, stampfte mit den Füßen darauf, um sie festzutreten, und ein Laubteppich machte schließlich die Stelle unkenntlich, wo ich meinen Schatz vergraben hatte. Es blieb mir nichts weiter zu tun übrig, als nach drei verschiedenen Richtungen die Schritte bis zu den nächsten Bäumen zu zählen und einen leichten Einschnitt in jeden Stamm zu machen. Schließlich merkte ich mir sorgfältig die genaue Stelle, wo ich die Straße zu verlassen hatte.

Ohne Anstoß gelangte ich der Hecke entlang und durch den Garten nach Hause. Die Hintertüre war offen geblieben. Der Lärm der Unterhaltung, Stühle- und Gläserücken, Gesang, das gewohnte Getümmel der Gaststube, drang, durch die Scheidewand gedämpft, heraus ins leere Treppenhaus. Leise und hastig, immer eine Stufe überspringend, schlich ich auf den Fußspitzen hinauf. Ein Lichtschimmer, der unten aus Bendis Stube quoll, erfüllte mich mit jäher Angst. Wenn Gina herausträte! Doch erreichte ich ungehindert das dritte Stockwerk und drehte erhobenen Hauptes ruhig den gelben Metallknopf, indem ich erleichtert ein Uff! ausstieß, daß ich nun wieder mein natürliches Wesen annehmen konnte.

Sonderbar; die Türe ging nur zur Hälfte auf und stieß gegen einen am Boden liegenden Gegenstand. Durch die halbe Öffnung sah ich das Zimmer dunkel und leer, was mir eine große Erleichterung gewährte; mich bückend, um das Hindernis zu suchen, gewährte ich meinen Kofferschlüssel, der zwischen der Strohmatte und dem Türflügel steckte und den ich in meiner Verwirrung und Hast beim Fortgehen hatte fallen lassen. Dieser Umstand — der mich hätte verderben können — war mir eine lebhafteste Genugthuung, da es mir bewies, daß seit meinem Weggang keiner meiner Gefährten einen Fuß in das Zimmer gesetzt. Das vereinfachte die Sache überaus. Alles begünstigte mich mithin. Ich hielt mich für gerettet.

Wie ich indes auf der Schwelle stehen blieb, entstand im Dunkel der Treppe plötzlich Helle, und mich über die Rampe neigend, sah ich Gina Bendi, eine brennende Kerze in der Hand, hinuntersteigen. Wohin ging sie? Sie öffnete die Gaststübentüre: Geschrei, Schläge mit den Schoppengläsern, großes Stühlerücken, ein ganzes wildes Konzert brach los. Doch die klagende Stimme des Weibes erzwang sich einen Augenblick Stille; ohne die Worte zu verstehen, begriff ich, daß sie sich nach Battisto erkundigte; die Arbeiter gaben ihr tausend ironische und zweideutige Antworten und neckten sie wegen ihres Alleinseins. Schließlich ging sie allein ihrem Manne entgegen.

Ein schneller Gewissensbiß durchschnitt mir die Seele; ich sträubte mich jedoch dagegen und dachte: „In einer Stunde vielleicht wird der Leichnam entdeckt, wenn dies nicht bereits geschehen ist. Keine Rührung. Was getan ist, ist getan. Ein Augenblick der Reue wäre mein Verderben; wer weiß, ob nicht der Verdacht auf mich fällt?“ Ich entkleidete mich. Es war ein Viertel auf zehn; meine Kameraden würden in Bälde kommen, und mir lag daran, daß sie mich schlafend glaubten. Aber obwohl ich erschöpft war, hütete ich mich wohl davor, mich dem Schlummer zu überlassen; denn ich fürchtete mich vor den Verätereien des Traumes. Der Erste, der eintrat, legte sich, als er mich der Wand zugekehrt sah, schweigend nieder und begann fast sofort zu schnarchen. Ein Zweiter folgte ihm in Bälde; der Dritte jedoch ließ auf sich warten. Es hatte schon längst zehn Uhr geschlagen, als die Türe endlich aufging. Wie vorher bei den andern simulirte ich das regelmäßige und geräuschvolle Atmen eines Schlafenden.

Plötzlich spürte ich einen heftigen Schlag auf die Achsel, und wie ich mich schwerfällig und mit einem Fluch an die Adresse des lästigen oder betrunkenen Kameraden umwandte, sah ich an meinem Lager einen Sandjäger stehen.

Mit einem Satz richtete ich mich empor, wie betäubt, schnaufend, am ganzen Leibe schrecklich zitternd, verstörten Blicks, die Kehle wie in einem Schraubstock; fassungslos, wahnsinnig aus Angst, stotterte ich etwas.

„Gut! Gut!“ sagte der Gendarm, „kleiden Sie sich hurtig an. Sie werden gleich vernehmen, weshalb.“

Nun sah ich, daß sich meine Kameraden ebenfalls anzogen. Ich fühlte mich wie neu belebt. Die beiden andern schienen betroffen, entsetzt. Der größte, Casati hieß er, wurde sogar zornig und fragte:

„Aber wessen beschuldigt man uns denn?“

„Das wird man Ihnen sagen“, wiederholte der Landjäger, der, den Revolver in der Faust, unbeweglich und ernst vor der Türe stand.

Ich war der letzte beim Ankleiden. Meine zitternden Finger verweigerten mir den Dienst.

„Flink, flink!“ mahnte der Landjäger.

Als wir fertig waren, stieß man uns der Treppe zu und wir stiegen hinunter, Polizisten vor und hinter uns. Die offenen Türen, der allgemeine Wirrwarr, die Bewohner der übrigen Stockwerke, die uns erwarteten oder nacheinander zu uns in den Gang traten, alles bestätigte meine Hoffnung; wir wurden alle unter gemeinsamem Verdacht verhaftet, und ich war nicht schwerer belastet als die anderen. Und so lange man den Beweis meiner Schuld nicht hatte, war ich gewiß, daß man ihn nie finden würde. Ich war meiner selbst sicher und vertraute der Vortrefflichkeit meiner Vorsichtsmaßregeln so fest, daß ich nicht daran zweifelte, schnellstens entlassen zu werden. Wie wir das Haus verließen und auf die dunkle Landstraße kamen, erfaßte mich Zorn gegen Battisto. Ich zürnte meinem Opfer wegen der mir verursachten Störung, wegen des Schreckens von vorhin und der Verdrießlichkeiten, die mir daraus erwachsen könnten; dann machte ich mich in Gedanken lustig über ihn: „Ah, Männchen, du hast geglaubt, ich lasse mich so leicht fangen? Wofür hältst du mich?“

„Sie, Sie lachen!“ verwies der Gendarm. „Man wird sehen, wie lang ihre Heiterkeit dauert!“

„Warum?“ erwiderte ich. „Habe ich vielleicht nicht das Recht zu lachen, wenn es mir beliebt? Was habe ich getan? Ich habe ein reines Gewissen, ich. Ich mache mir nichts draus! Weiß ich auch nur, wessen man mich beschuldigt?“

„Der Richter wird's Ihnen deutlich genug sagen“, grunzte der Mann. Und er brummte einige Schimpfwörter über die Italiener in seinen Schnurrbart, die in die Schweiz kommen, um schlechte Streiche

zu verüben. „Zum Glück fressen die Wölfe manchmal einander selber auf“.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte ich.

„Daß Sie das Maul halten sollen!“ schalt der Landjäger. Schweigend traten wir in das Gehölz. Kein Gewissensbiß regte sich in mir. Ich war ganz erfüllt von Besorgnis für die Zukunft; denn obwohl mich die gleichzeitige Verhaftung der achtzehn Italiener im Hause des Gouachters einigermaßen beruhigte, so verhehlte ich mir trotzdem nicht, daß meine ganze Kaltblütigkeit, meine volle Geistesgegenwart nötig sein werde. Ich rüstete mich auf meine Verteidigung, antwortete zum voraus auf die Fragen, deren ich gewärtig war, und lebte mich so gut in meine Rolle hinein, daß es mir gelang, mich selbst von meiner Unschuld zu überzeugen, mich über meine Verhaftung zu empören, und ich nahm mir vor, denjenigen gehörig abzufertigen, der es sich beikommen ließe, mich ungerichterweise anzuschuldigen. Wie ein Schüler sofort sein hastig Auswendig-gelerntes aussagen möchte, weil er fürchtet, es sonst zu vergessen, so wünschte ich, ohne Zögern verhört zu werden, um bald mit allem fertig zu sein.

Doch der Weg schien nicht enden zu wollen. Grau und staubig zog er sich zwischen hohen Laubwänden hin, mit denen er sich schließlich in geheimnisvolles und fürchterliches Dunkel verschmolz. Von weitem erkannte ich die Stelle des Verbrechens und den Graben, wo der Körper aufgefunden worden sein mochte; doch ich wandte den Kopf nicht um, aus Berechnung, und nahm mich wohl in Acht, denn die beiden Landjäger, links und rechts, begannen uns hartnäckig zu beobachten. Sie hatten sich darauf das Wort gegeben; das sah ich voraus und fiel nicht in die Schlinge. Selbst als wir an der Blutspur — die jetzt blasser und fast vollständig vom Staub aufgesogen war — vorbeizogen, seufzte ich und sagte in höchst natürlichem Tone: „Sie hätten uns wenigstens einen Wagen bezahlen können!“

„Ruhig!“ schrie der Landjäger.

In einem langen, schmalen, rauchigen und stinkenden Saal mit niedriger Decke, standen unser siebenundzwanzig, lauter Arbeiter vom nämlichen Bauplatz, an der Wand. Die einen, gleichgültig und müde, blinzelten bei dem hellen Lampenschein, oder balancirten sich, die Hände in den Taschen, von einem Bein aufs andere. Die anderen starrten mit verschränkten Armen, wütend, mißtrauisch und gerade aus vor sich hin und bissen die Zähne aufeinander. Die meisten waren niedergeschlagen und neugierig; aber niemand sprach; denn unaufhörlich durchschritten mehrere Polizisten die Mitte des leeren Saals; im Hintergrund nahe den Fenstern befand sich eine Versammlung, die unsere Aufmerksamkeit fesselte.

Es waren ihrer vier in schwarzem Anzug, die einem großen, dicken Mann zuhörten, der uns gegenüber am Rand des Tisches saß. Er trug einen hohen Hut, Handschuhe, eine Brille, und obwohl er leise sprach, so bewiesen seine kurzen Gesten, stoßweise, gleich Hammerschlägen, daß er etwas erklärte und seine Zuhörer zu überzeugen versuchte. (Fortsetzung folgt.)

Abendstimmung.

Scheidend grüßt der Berge Wipfel
Noch der Sonne gold'ne Spur;
Und schon decken Dämmer Schatten
Rings die träumende Natur.

Durch des Waldes tiefes Schweigen
Schwebt ein letzter, müder Sang;
Leise über stillen Fluren
Tönt der Glocken Abendklang.

Atme, Herz, den süßen Frieden!
Lass' auch du des Tages Qual,
Deine vielen kleinen Sorgen
Fliehen mit der Sonne Strahl!

K. A. Burgherr, Basel.

Wiesbadener Volksbücher.

Die Litteratur eines Volkes ist der Spiegel seines innersten Wesens. Das steht so fest, wie die Felsfirnen der Berge und ist so alt, wie das Meer; denn in Lied und Dichtung tritt der Menschen Denken und Fühlen zu Tage wie sonst nicht im Leben, da offenbart sich, was an Geist und Herz in ihm schlummert. Eine edle und wahrhaft vornehme Litteratur zu fördern und zu pflegen, war daher von je das redliche Bestreben geistreicher Fürsten und hervorragender Männer aller Zeiten, darum sehen auch wir die Litteratur sich immer wieder durchkämpfen auch nach den schlimmsten Zeiten des Verfalles; und ganz unausrottbar, ist sie ein unveräußerliches Gut der Nation, selbst den widerlichsten Strömungen gegenüber.

Aber es genügt nicht, eine Litteratur zu besitzen, die in schöngedruckten, gut, vielleicht sogar prächtig gebundenen Büchern in dumpfen Bibliotheken oder nie betretenen Verlagsmagazinen lagert und die höchstens noch der sogenannte Gebildete aus den Weihnachtskatalogen dem Namen nach kennen lernt — nein! dem ganzen Volk muß sie eigen sein. Das aber ist heutzutage nicht mehr.

Einmal ja — da das geschriebene Wort (Druck gab es damals noch nicht) weniger als das gesprochene resp. gehungene galt, da waren die Lieder und Sagen, die Mären und Spottreime noch in aller Mund. Der gottbegnadete Sänger, dem sie in glücklicher Stunde von den Lippen flossen, sang oder sagte sie bei Tanz und Ballspiel auf dem Anger oder beim festlichen Mahl in der Halle und hundert Augen hingen an ihm, hundert Ohren lauschten dem rhythmischen Wohlklang — aber im Herzen der Hörer haftete Ton und Wort, und wenn der Sänger längst weiter gezogen, um andere mit seinen Gaben zu beglücken, so blieb seine Liedweise oder seine Märe doch zurück. Bei fröhlichem Becherklang oder zierlichem Tanzschritt ward sie angestimmt, und unvergessen ging sie vom Großvater auf den Vater, vom Vater auf den Sohn und von dem auf den Enkel